

Varia

Catull – eine bevorzugte Schullektüre

Zu Wilfried Strohs Invektive gegen das Essay-Büchlein: „Catull und Lesbia. Ein Liebesdrama“

Prof. Dr. Wilfried Stroh hat in FC 4/22 das von meiner Frau und mir verfasste Opusculum einer heftigen Kritik unterzogen, zuweilen in einer Form, die für die beiden Verfasser peinlich, diskreditierend, nahezu beleidigend wirkt. Für mich ist es deshalb unverständlich, warum die Redaktion des FC einer solchen Schmähchrift über ein schmales 80seitiges Heft als Großbeitrag im Zentrum des Periodikums auf 12 Seiten abdruckt, dagegen die von Dr. Josef Rabl verfasste zweiseitige Rezension meines 232seitigen Essays *Säulen der Digitalen Welt auf klassischem Fundament* in dem dafür zuständigen Bereich erst am Ende zum Abdruck bringt. Begründet wird dies vom Redakteur damit, dass durch Herrn Strohs Beitrag eine willkommene Diskussion angeregt werden könnte. Wie sollte so etwas geschehen, wenn kaum jemand das inkriminierte Werk kennt? Eine Diskussion kommt doch erst dann zustande, wenn eine Gegenposition vorliegt.

Diese wird deshalb im Folgenden geliefert, jedoch ohne jede Polemik, die mir seit je zuwider ist. Es sei eine rein sachliche Erklärung versucht zu diesem Werk, seiner Entstehung und seiner Zielsetzung wie überhaupt zur Anforderung an eine moderne Präsentation antiker Werke in Schule und Gesellschaft, auch und gerade durch die Vertreter der Fachdidaktik.

1. Im Vorwort des Essays (S. 5) ist ausdrücklich darauf hingewiesen, dass hier der etwas erweiterte und zugleich reduzierte Nachdruck

einer bereits 2000 erstellten Publikation vorliegt. Damals erfüllte ich der Collagen-Künstlerin Helga Ruppert-Tribian den Wunsch, von ihr gestaltete Catull-Collagen herauszugeben und mit einem Vorwort und einer Einführung zum Autor zu versehen. Meine Frau bat ich, eine dem künstlerischen Anspruch adäquate Übersetzung zu liefern. Dieses DIN-A4 große Heft wurde erstmals auf dem vierten von mir als DAV-Vorsitzenden veranstalteten Kongress in Marburg 2000 vorgestellt und verkauft.

2. Der 2021 erfolgte Nachdruck enthält die Catull-Collagen nicht mehr. Von mir wurden interpretierende Erklärungen und ein „Übergreifendes Gesamtbild“ hinzugefügt, das das in den Gedichten aufscheinende Liebesverhältnis zwischen Catull und Lesbia als eine Art „Liebesroman“ oder „Liebesdrama“ erscheinen lässt. Dieses Verhältnis ist weder romantisierend noch idealisierend dargestellt. Es geht lediglich darum, die Entwicklung dieser Beziehung zweier Menschen existentiell-psychologisch verständlich zu machen. Dem lag keineswegs die Absicht zugrunde, hier eine wissenschaftliche Abhandlung zu liefern. Das Essay war und ist für Freunde der Antike gedacht, die in Catull einen bemerkenswerten Dichter der antiken Welt kennen lernen sollen. Ein Nebeneffekt kann gewiss sein, dass damit den Lehrern im Lektüreunterricht ein wenig Hilfestellung gegeben wird.

3. Dass die Reihenfolge und Zuordnung der Gedichte die Konstruktion einer möglichen

Entwicklung ist, um deren Herstellung sich Generationen von Forschern bemüht haben, ist mir wohl bewusst. Darauf ist auch im Buch (S. 12f.) ausdrücklich verwiesen. Hätte sich Herr Stroh nur die Mühe gemacht nachzuforschen, welche Veröffentlichung der Verfasser zu Catull schon vor diesem Werk geschrieben hatte, so hätte er erkennen können, dass ich mich im Lehrerkommentar zu meiner Catull-Ausgabe in der Reihe „Antike und Gegenwart“ mit sämtlicher mir zugänglichen Literatur auseinandergesetzt habe, angefangen von den umfassenden und wertvollen Catull-Interpretationen von Hans Peter Syndikus (3 Bände in der WBG) über Jan-Wilhelm Becks Habilitationsschrift *Lesbia und Iuuentius: Zwei libelli im Corpus Catullianum* (Göttingen 1996) bis zu Niklas Holzbergs Catull-Buch. Außerdem wurden bereits vorhandene Catull-Lektüreausgaben etwa von Glücklich, Nickel, Heine sowie alle einschlägigen Aufsätze von Büchner, Lefèvre, Weinreich, Schönberger, Petersmann, Kissel, Offermann u. a. sowie die Literaturgeschichte von Michael v. Albrecht zu Rate gezogen. Das Catull-Büchlein ist also in jedem Fall wissenschaftlich untermauert und abgesichert.

4. Meine Frau hat sich bei ihrer deutschen Wiedergabe nicht an das antike Versmaß gehalten, bewusst, weil sie in der ersten Fassung eine den Collagen von Frau Ruppert-Tribian ebenbürtige Kunstform, eine Art von Figural-Gedicht-Form wählte. Als Germanistin und Anglistin kennt sie besonders die deutsche und englische Dichtung recht gut. Zudem konnte sie sich so um eine gute deutsche Wiedergabe bemühen, die besser ist als die oft in das antike metrische Schema gequetschten garstigen Formulierungen. Für die Schönheit von Form und Sprache sollte sich doch auch Herr Stroh erwärmen können. Manfred Fuhrmann z. B. hat die

Übersetzungen sofort in der Marburg-Ausgabe vor Ort anerkennend gewürdigt, Werner Suerbaum jetzt in der zweiten Ausgabe per Email. Beide anerkannte Latinisten.

5. Herrn Stroh ist gewiss nicht entgangen, dass jenseits der engen Grenzen seines Faches über fast zwei Jahrtausende hin auch in der Literatur eine Rezeptionsgeschichte am Werke gewesen ist, so dass unzählige neue, von antiken Texten angeregte Kreationen entstanden sind, wie viele der *Carmina Burana*, Stemplingers *Horaz in der Lederhos'n*, Ransmayrs *Die letzte Welt* u. ä. m. Solche literarischen Dokumente sind zur Freude und Unterhaltung der Leserinnen und Leser da.

Nicht mehr will unser Büchlein Catull und Lesbia sein: Ein Produkt kreativer Phantasie, hergestellt von auch germanistisch wohlausgebildeten Autoren mit künstlerischer Ader, freilich orientiert an einem bereits so bestehenden Zyklus der Catull-Gedichte. Ob Herr Stroh dies wohl gelten lassen wird? Ich weiß es nicht. Ich kann so nur mit der zweiten Hälfte des gewiss schönsten lateinischen Gedichts der Antike, nämlich Catulls *Odi et amo* in Mörickes Übersetzung bedauernd feststellen: „Wenn ich's wüsste! Aber ich fühl's. Und das Herz möchte zerreißen in mir.“ Dies ist nachweislich eine kreative Umsetzung des Textes in eine dichterische Sprache. Eine ‚korrekte‘ fachliche Wiedergabe der Stelle durch einen anerkannten Latinisten lautet so: „Weiß ich's? Nein. Ein Geschehen leid' ich. Folter am Kreuz.“ Bei solcher Sprache sträuben sich jedem Germanisten und nicht nur diesem überall die Haare.

6. Vielleicht ist dem feurigen Kritiker nicht bekannt, dass Catull erst im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts als Schulautor entdeckt worden ist. Das gelang nur deshalb, weil damals Kolleginnen und Kollegen in der

Schule, die sich um die bestmögliche methodisch-didaktische Gestaltung auch des Lektüreunterrichts bemüht haben, den bis dahin ‚unbekannten‘ Catull in der heute üblichen Aufbereitung zu einem verständlichen, attraktiven und schülermotivierenden Lektürearangement gemacht haben. Die Reihenfolge und Zuordnung stammen nicht von mir. Hans Peter Syndikus hat sie – wohl erstmals – überzeugend begründet. Herr Stroh sollte auch zur Kenntnis nehmen, dass der so aufbereitete Autor Catull bei allen Schülerbefragungen, welche lateinischen Autoren ihnen denn am besten gefallen hätten, immer zu den ersten zählte. Das war und ist eben eine Leistung der Fachdidaktik und nicht der Fachwissenschaft. Catull ist durch sie zu einer bevorzugten Schullektüre geworden. Eine auf Sexismus und Homophilie ausgerichtete Lektüreausgabe, wie sie womöglich Herrn Stroh vorschwebt, hätte nie und nimmer Eingang in der Schule gefunden.

7. Die Fachdidaktik, der gegenüber Herr Stroh offensichtlich eine angeborene Abscheu empfindet, derentwegen ich nur allzu gerne die LMU München in Richtung Berlin verlassen habe, hat sich in allererster Linie um die bestmögliche lehrplanorientierte, zeitgemäße und schülermotivierende Aufbereitung der Lehrstoffe für den Unterricht zu kümmern. Ebenso intensiv freilich sollte ihr Einsatz für eine akzeptable und begründete Darstellung der altsprachlichen Fächer in der Öffentlichkeit sein. Davon hängt entscheidend die Wahl der Fächer Griechisch und Latein am Gymnasium ab. Didaktikerinnen und Didaktiker meiner Generation wie Edith Schirok, Hans-Joachim Glücklich, Rainer Nickel, Andreas Fritsch u. a. werden das bestätigen. Fachdidaktik ist demnach für die meisten ihrer Vertreter immer auch Fachpolitik.

8. Ich selbst bin seit dem frühesten Anfang meiner Lehrtätigkeit immer – als Referendar, Gymnasiallehrer, Referent am Staatsinstitut für Bildungs- und Lehrplanforschung – fachpolitisch engagiert gewesen: als Bezirksvorsitzender von München und Oberbayern West, als Landesvorsitzender Bayern, als Vorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes. In letzterer Funktion war ich, weil dringend von allen Landesverbänden gewünscht, in vier Perioden, also acht Jahre lang tätig, gerade in der schwierigen Zeit der Wende, in der die Landesverbände in den Neuen Bundesländern geschaffen und in den Gesamtverband integriert werden mussten, außerdem beim Wiederaufbau der Universitätsinstitute in Halle, Leipzig, Dresden, Rostock nachhaltige Unterstützung gefordert war. Was mich unaufhörlich in den Semesterferien auf Reisen hielt an die Universitäten oder zu Fachveranstaltungen allerorts. Russischlehrende waren massenhaft zu Lateinlehrenden „umzuschulen“. Diese Leistung allein schon – Herr Stroh hatte an dieser Arbeit zur Wendezeit meines Wissens keinen Anteil – sollte schon genügend Respekt gegenüber dem seit 2002 auf Lebenszeit zum Ehrenvorsitzenden des DAV gewählten Humboldt-Professor einfordern.

9. Wenn Herr Stroh mich als den – mit negativem Akzent belegten – Titel des „Fachdidaktikers“ abqualifiziert, so darf ich dagegenstellen, dass ich schon in München seit Abschluss meines Studiums ununterbrochen nebenbei fachwissenschaftliche Lehrveranstaltungen gehalten und schriftliche Staatsexamina in Griechisch und Latein geprüft und beurteilt habe, dass ich auch in Berlin neben den fachdidaktischen Veranstaltungen auch vielbesuchte fachwissenschaftliche Vorlesungen hielt und beim Staatsexamen Latein sowohl schriftlich wie auch mündlich stets als Prüfer im Einsatz war.

10. Das Catull-Büchlein, das ich mit meiner Frau veröffentlicht habe, zählt zum Oktett der im Ovid-Verlag Bad Driburg herausgegebenen Essay-Bände, die allen Kulturfreunden innerhalb und außerhalb des Gymnasiums die Bedeutung der klassischen Fächer für die Kultur Europas nahebringen wollen. Ihr Herausgeber und Verleger, Rudolf Henneböhl, selbst ein leidenschaftlicher und vollblütiger Vertreter einer klassisch-humanistischen Bildung publiziert diese Werke nahezu unentgeltlich in wunderbaren, bebilderten Ausgaben.

Gerade die Essays *Allgewaltig ist der Mensch, Imperium* und *Säulen der Digitalen Welt auf klassischem Fundament*, die eine fundierte Bildung als Widerpart zum digital gesteuerten Menschen, dem ‚homo digitalis‘, zum Thema haben, weisen auf das eklatante Dilemma der alten Sprachen hin, nämlich dass sie „der großen Transformation unserer Kultur“, die sich auf allen Gebieten vollzieht, zum Opfer fallen. Die Gefahr ist akut. Das Ungeheuer der

Digitalisierung verschlingt allmählich, darauf weisen Bildungsforscher warnend hin, alles, „was den Menschen zum Menschen macht“. Die Lateinlernenden sind in den letzten 10 Jahren um ca. 200 000 zurückgegangen. Für den Lektüreunterricht entscheiden sich immer weniger Interessenten.

Steht einmal auch die Bildung unter dem Diktat der ‚Maschine‘, wird es keiner Fachdidaktikerinnen und Fachdidaktiker mehr bedürfen. Schon gar nicht in den klassischen Fächern. Doch hier werden sich dann gewiss auch die meisten Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler als überflüssig erweisen. Ob Herr Stroh davon eine Ahnung hat, wenn er sich so bissig und schonungslos über ein winziges Büchlein auslässt? Ein Fachvertreter wie Herr Stroh scheint die Zeichen der Zeit nicht zu erkennen.

FRIEDRICH MAIER

„Odi et amo“ – von der „Scheu“ vor dem Existenziellen in der Altphilologie

Eine Stellungnahme zu den „Richtigstellungen“ Wilfried Strohs in Heft 4/2022

Als Herausgeber des Heftes „Catull und Lesbia“ von Friedrich Maier möchte ich zum Beitrag von Wilfried Stroh Stellung nehmen. Dabei geht es mir nicht um die Aufrechterhaltung verschiedener Deutungen, sondern um den allgemeinen Hintergrund einer möglichen Debatte, die nur dann überhaupt hilfreich sein kann und dem Fach dient, wenn dieser Hintergrund bewusst wird – statt sich gefühlsmäßig in ewig neuer Polemik zu entladen.

Polemik ist das erste Stichwort, wenn ich den Tenor der „Richtigstellung“ von Wilfried Stroh

bedenke. Diese erfolgt nicht sachlich, nicht auf objektive „Klarstellung“ bedacht, sondern enthält unterschwellig – und deshalb besonders wirksam – eine Reihe an Unterstellungen, die dann wiederum unter dem Mantel der eigenen „Objektivität“ vorgeblich richtiggestellt werden. Ein unsauberes Mittel der Auseinandersetzung, wie ich finde.

Ich will dies nur an ein paar Stellen verdeutlichen, die mit dem Krummdolch der Litotes arbeiten, um diesen Effekt zu suggerieren:

- „... was alles, *auch wenn nichts* davon im Text steht, sich *doch nicht gerade* in Widerspruch zu diesem setzt“ (S. 326)

- „Nicht ebenso widersinnig ist Maiers Zyklus beim folgenden Gedicht“ (S. 331)

- „An diesem Roman ist natürlich *nicht alles ganz falsch*“ (S. 336)

Suggeriert wird mit solchen Sätzen, dass letzten Endes doch eine komplett falsche Deutung vorliegt, man dies nur aus Rücksicht nicht so deutlich habe sagen wollen.

Dass Wilfried Stroh sich am Begriff des „Zyklus“ abarbeitet, ist ebenfalls in sich selbst wiederum zumindest diskutabel. Der Begriff Zyklus kann insofern auf die Lesbia-Gedichte angewendet werden, als sie aufeinander bezogen sind und sich als eine eigene Einheit zu erkennen geben. Catull macht dies – unabhängig von der jetzigen oder der ursprünglich intendierten Position der Gedichte im Gesamtwerk – durch eine Vielzahl intertextueller Vernetzungen deutlich.

Auf diese habe ich im Lehrerkommentar zu meiner eigenen, schulischen Catull-Ausgabe (Reihe „Latein Kreativ“) immer wieder Bezug genommen. So ist etwa das c. 76 ein Gedicht, das sich meines Erachtens aus dem „Zyklus“ abhebt – eine Art Sphragis –, weil es verschiedene „Stationen“ der „zuvor“ entfaltenen situativ-fiktiven Momente zitiert (u. a. c. 51, 85 und 109) und die Entwicklung und den Verfall der Beziehung insgesamt in den Blick nimmt – ein Moment rationaler Selbstbesinnung, der den subjektiv-lyrischen, auf den Ausdruck bedachten Stil der anderen Gedichte durchbricht. Aber auch dies ist zunächst meine subjektive Wahrnehmung und auch nur eine *mögliche* Deutung. Denn natürlich muss auch ich eine Art *zeitliche* Entwicklung der in den Gedichten geschilderten oder besser gespiegelten Beziehung annehmen, um jedes einzelne dieser Gedichte aus dem Kontext heraus überhaupt deuten zu können. Ob dies ursprünglich

von Catull selbst so intendiert war oder gar ein neoterisches Spiel mit dem Leser ist, vermag ich nicht zu sagen.

Nun ist eine Gruppe oder Menge natürlich noch kein „Zyklus“. Von einem solchen sprechen wir in zeitlicher oder logischer Hinsicht, wenn etwas an seinen Anfangspunkt zurückläuft, eine Art Kreislauf durchläuft (etwa ein Wetterzyklus) oder auch zu einer zyklischen, sich immer wiederholenden Bewegung wird. Dies ist bei Catull durchaus der Fall, auch wenn wir nicht wissen, ob Catull selbst die auf „Lesbia“ bezogenen Gedichte als einen solchen Zyklus – vom Beginn bis zum Ende der Beziehung – angelegt und selbst so betrachtet hat. Sie sind wie eine Perlenkette, deren Schnur sich aufgelöst hat, so dass die einzelnen Perlen – von unterschiedlicher Färbung und Größe – nun verstreut daliegen. Deren ursprüngliche Anordnung kennen wir nicht und sie lässt sich wohl auch kaum rekonstruieren.

Als Zyklus *kann* man die Gedichtgruppe auch in existenzieller Hinsicht bezeichnen, wenn man das Kreisen der Gedanken um Lesbia mit hinzunimmt, von der Catull nicht loskommt. Dies ist ein Grundzug der geschilderten Form von „Liebe“; er nimmt das Motiv des *servitium amoris* in der späteren Römischen Liebeselegie vorweg.

Der Begriff des „Romans“ ist bei den Lesbia-Gedichten in der Tat mit Vorsicht zu genießen (Maier nennt es im Untertitel seiner Schrift ein „Liebesdrama“). Zur Gattung des „Romans“ gehört ja gerade der Erzählfaden, die lineare Entwicklung einer „Geschichte“, aber eben auch die Ausschmückung, die Veranschaulichung, die lebendige „Schilderung“ (d. h. „bildhafte“ Ausmalung). All das finden wir in den Lesbia-Gedichten nur rudimentär. Es ist nicht ihr eigentliches Ziel und kann nicht ihre

Aussageabsicht gewesen sein. Alle Rekonstruktionsversuche eines solchen Romans bleiben in der Tat subjektiv, dem Empfinden als Kriterium überantwortet. Sie entbehren dann in der Tat auch des wissenschaftlichen Anspruchs. Sie sind nicht belegbar. Sie entstammen zu einem großen Teil der rezeptiven Phantasie, die von den Gedichten selbst zwar angeregt, aber nicht mit Informationen genährt wird. Solche Deutungen können nicht verifiziert werden, höchstens falsifiziert, wie es Wilfried Stroh ja in Bezug auf den Vorschlag von Friedrich Maier anstrebt. Der von Wilfried Stroh selbst intendierte Vorschlag lässt sich natürlich ebenso falsifizieren.

Ist es für die Fachdidaktik denn nun legitim, sowohl von einem „Zyklus“ als auch von einem darin angedeuteten „Beziehungsroman“ auszugehen? Ja, und zwar deshalb, weil diese Gedichte, wie oben gesagt, sich nur aus ihrem intratextuellen Zusammenspiel erschließen – und dann wiederum aus dem intertextuellen Spiel mit der vorausliegenden Literatur, vor allem der alexandrinischen. Es macht für die Schule wenig Sinn, die Gedichte nur in Einzelform zu präsentieren, also nur einzelne Perlen aus der Menge herauszupicken, ohne an die ursprüngliche Kette zu denken. Wer möchte, kann die damit verbundene Problematik natürlich auch wissenschaftspropädeutisch im Unterricht thematisieren. Ratsam ist dies wahrscheinlich nicht, weil der Fachdidaktiker den Horizont seiner Klientel mit berücksichtigen muss.

Friedrich Maier hat aus einer persönlichen Vorliebe für Catull einen durchaus subjektiv gemeinten und auch im Vorwort deutlich als solchen gekennzeichneten Versuch vorgelegt, der in der Tat als erster – darin besteht zu Recht der Anspruch auf ein *novum* – die

Gedichtgruppe insgesamt in existenzieller Hinsicht auszuloten versucht und geisteswissenschaftlich die Art der Beziehung verdeutlichen will, die sich in ihnen ausdrückt. Von vornherein lag kein Anspruch einer fachwissenschaftlichen Publikation vor.

Ich selbst stimme mit etlichen der darin genannten Ausdeutungen nicht überein, gerade in existenzieller Hinsicht, und darüber habe ich mit Friedrich Maier im Vorfeld auch diskutiert. Ich akzeptiere aber den Sinnhorizont einer solchen Schrift und maße mir nicht an, den in langen Jahren entwickelten Deutungshorizont eines so verdienten Fachdidaktikers und Fachwissenschaftlers besserwisserisch zu kritisieren. Ich stimme Wilfried Stroh inhaltlich tatsächlich auch in etlichen Punkten zu und kann gut nachvollziehen, dass er zu einer anderen Deutung gelangt. Aber auch diese ist wiederum zu einem großen Teil von subjektiven Anteilen durchzogen. So formuliert ja auch Wilfried Stroh zum Schluss seiner „Richtigstellungen“ sein eigenes, ebenso subjektiv gefärbtes, aber auch ebenso legitimes Catullbild: „ein junger, frommer Römer, der sogar die außereheliche Liebe [...] im Falle seiner Lesbia so ernst nimmt [...] wie wohl kein antiker Dichter zuvor“ (S. 337). Hier wiederum gilt es über die Deutung Catulls als „fromm“ zu diskutieren. Spielt die *religio* – oder auch nur die *pietas* – tatsächlich eine solche Rolle in seiner Dichtung? Und falls ja: ist dies nur gespielt, vorgetäuscht, ein neoterisches, avantgardistisches Spiel? Wie überhaupt die ganze Gedichtgruppe? Man sieht, wie komplex die Deutung der nur scheinbar so einfachen Gedichte Catulls in Wirklichkeit ist! Wie in der Schule ist es auch für die universitäre Forschung spannend und notwendig, inhaltlich über solche Deutungen zu diskutieren. Keine Frage!

Was ist nun die „*causa belli*“, wenn ich den Begriff „Polemik“ seinem griechischen Ursprung nach aufgreife (*polemos*, Krieg): Es geht um einen Widerspruch und einen alten Streitpunkt zwischen der Fachwissenschaft und der Fachdidaktik, den auch ich selbst seit langen Jahren in direkter und indirekter Form erlebe. Fachdidaktische Ansätze werden dabei von der universitären Philologie oft mit Misstrauen beäugt, weil sie notwendigerweise einen höheren Anteil von Existenzialität ... und damit Subjektivität (besser gesagt: Personalität) enthalten. Anders kann man auf junge Menschen nicht einwirken. Lehrerinnen und Lehrer haben keine Studierende der Professorinnen und Professoren als Ansprech- und Diskussionspartner vor sich, sondern Schülerinnen und Schüler: junge Menschen, die ohne große Vorkenntnisse erst beginnen, sich mit solchen Stoffen auseinanderzusetzen. Und die dies – zu Recht – nur dann tun, wenn sie darin einen Sinn sehen und wenn sie persönlich, existenziell angesprochen werden.

Jede existenzielle „Vertiefung“, wie ich selbst es bezeichne, stößt fast automatisch auf Kritik. Sie wird fast reflexartig als „unwissenschaftlich“ – und damit als illegitim, als „allzu“ oder gar „rein subjektiv“ – abgewertet. Dies zeigt sich unterschwellig auch bei Wilfried Stroh: „natürlich mit viel Gefühl und Empathie“ (S. 326 mit ironischer Konnotation), „wie bei ihm überhaupt fast alles Erleben existenziell ist“ (S. 335). Ich frage mich allerdings, wie Liebesgedichte, die auch die Todesthematik mit einbeziehen (vgl. c. 3, 5, 109), nicht „existenziell“ sein können! Sie entstehen geradezu aus dem antiken Grundexistenzial der Kürze des Lebens heraus, so als könne die Liebe ein Heilmittel gegen den Tod sein und die Garantie einer *vita beata*. Leider geht Stroh denn auch mit

keinem Wort auf die neueste fachdidaktische Publikation, meine eigene Textausgabe (2021) samt umfangreichen Lehrerkommentar (276 Seiten), mit keinem Wort ein. Denn ich selbst verbinde in meinen Lehrerkommentaren immer wieder fachwissenschaftliche mit fachdidaktischen Überlegungen und bemühe mich nicht nur unter schulischem Aspekt um eine existenzielle und psychologische Auslegung solcher Literatur.

Warum eigentlich, das frage ich mich seit langem, stößt jede existenzielle Deutung fast automatisch auf Ablehnung? Und mit welcher Berechtigung? Haben antike Dichter nichts Existenzielles empfunden, also auch nichts Existenzielles zu sagen gehabt? Und wenn das so wäre: welche Bedeutung hätte dann diese Literatur für uns? Eine rein archäologische, geschichtlich konstatierende? Jedenfalls keine, die unser eigenes Leben und das Leben von jungen Menschen beträfe! ... Es ist aber doch genau das Gegenteil der Fall: Weil antike Dichtung in hohem Maße existenziell ist, hat sie über die Jahrhunderte hinweg Menschen aller Zeiten und aller Länder begeistert und angesprochen und vermag sie auch heute noch ungebrochen junge Menschen zu begeistern, sofern man ihnen deren existenzielle Bedeutung und Tiefe auch vermittelt. Dies wäre Aufgabe nicht nur der Fachdidaktik, sondern auch der universitären Forschung: der Altphilologie als Deutungswissenschaft und als Anwalt und „Vermittler“ (lat. *interpres*) der antiken Literatur.

Woher stammt also diese fast instinktive Abneigung gegen jede Form existenzieller Deutung, wie sie Stroh doch selbst in Ansätzen durchaus vorlegt? Sie ist, wie ich denke, ein Erbe der Aufklärungszeit mit ihrem Primat der Vernunft. In den Naturwissenschaften hat sich dies zum Ideal „objektiver“ Forschung

entwickelt. Dies ist dort auch angemessen und notwendig, geht es doch um Inhalte, die sich in der Tat vom Subjekt lösen lassen und erst dann angemessen erkannt werden, wenn jede subjektive Beimischung eliminiert wird. Subjektivität und Objektivität geraten darin zu Gegensätzen, die sich völlig ausschließen. Man kann nur das eine oder das andere tun und verwirklichen. Selbst kleinste Beimischungen von Subjektivität „verfälschen“ demnach die Ergebnisse eines Naturwissenschaftlers.

Dieses Ideal ist zum Anspruch geworden, dem sich alsbald auch die Geisteswissenschaften unterwerfen mussten, um ihren Status universitärer Allgemeingültigkeit nicht zu verlieren; von dem sie zeitgeschichtlich vielleicht auch nur glaubten, sich unterwerfen zu müssen. Eine objektive Textdeutung ist jedoch ein Unding, eine Chimäre, die es so nicht gibt und nie geben wird. Deutung lässt sich vom Subjekt nicht lösen und nicht a-personal vollziehen. Da literarische Kunstformen, hier die Liebesdichtung, niemals „rein objektiv“ und „rein rational“ entstehen können – im Fall von Catull allerdings mit hohem technischen Bewusstsein –, können sie auf solche Weise auch nicht hinreichend gedeutet werden. Zum Wesen solcher Kunst gehört ja geradezu, dass sie vieles nur anklingen lässt, dass sie Bereiche in der Seele anspricht, die auf andere, rein rationale Weise gar nicht angesprochen werden können. Der Klang der Lyra rührt das Herz! Die Sprache der Lyrik ist symbolisch, sie berührt die unbewussten Tiefenschichten der Seele.

Ist dann jegliche Form von subjektiver Deutung zulässig und erlaubt, gleich berechtigt und gleich legitim? Ist Deutung eine Form der Meinungsäußerung? Natürlich nicht, denn sie muss sich an der Sprache, am Werkkontext, an der Literaturhistorie und an vielem mehr

verifizieren lassen. Eine wissenschaftlich fundierte Deutung zeichnet sich jedoch nicht dadurch aus, dass sie völlig unpersonal bleibt, wie von einem Roboter erstellt, sondern dass sie sich einem Diskurs unterwirft und sich selbstkritisch der subjektiven Anteile bewusst ist und dass sie diese immer wieder in Bezug bringt zu dem, was wir historisch wissen. Oder eben auch nur zu wissen glauben; denn auch Geschichtsforschung ist Geisteswissenschaft, ist ebenso wenig „rein objektiv“ machbar!

Die Streitfrage geht deshalb auch darum, was „im Text steht“ (Stroh, S. 326). Was aber soll das sein? Der reine Wortlaut? Sicherlich nicht, denn es geht ja gerade um die *Deutung* des Wortlautes: philologisch, historisch, gattungsspezifisch, literarhistorisch, aber eben auch personal, subjektiv, existenziell, psychologisch, sozialgeschichtlich etc.

So ist der von Wilfried Stroh angenommene „meist einfache Sinn und Wortlaut der Texte“ (S. 327) doch in sich ein Unding. Wie komplex ist doch die Deutung solcher Literatur! Man nehme etwa nur das hoch paradoxe c. 64 (Hochzeitsepyllion), bei dem die Deutungsansätze der Philologie weit auseinanderklaffen. Den scheinbar „einfachen Sinn“ zu verstehen, ist doch gerade Aufgabe und Anforderung der Deutung, fundamental dafür die Unterscheidung von „Sinn“ und „Wortlaut“. Sonst würde es reichen, solche Texte einfach nur zu lesen! Der Sinn würde sich uns automatisch erschließen. Er würde auf der äußeren Ebene der Sprache mittransportiert, würde ihr anhaften wie die Farbe auf einem Gegenstand.

Trägt aber die Sprache ihren Sinn im Wortlaut mit sich herum? Stroh selbst differenziert ja zu Recht die Bedeutung von *odisse* in c. 85, wo es um „Abscheu“ geht, weniger um vernichtenden „Hass“. Vernichtenden, „absoluten“

Hass kann Catull in der Tat nicht empfinden, da diesem ja die noch vorhandenen, quälend intensivierten Liebesgefühle entgegenstehen. Liebe verbietet Hass (bzw. Zuneigung Abscheu), Hass aber macht absolute Liebe unmöglich, er relativiert sie. Die Gleichzeitigkeit beider Gefühle in höchster Intensität und die daraus resultierende, kaum überbietbare innerliche Zerrissenheit: das ist das Grundexistenzial dieser kürzesten und präzisesten aller Elegien!

Aber dann ist doch die Frage, wie es zu solcher „Abscheu“ kommt und wie diese mit der quälenden Sehnsucht des Gefühls vereinbar sein kann. Auch das „*amo*“ lässt sich nicht einfach mit „lieben“ (im heutigen Sinne) übersetzen und muss genauso differenziert werden. Welche Art von Liebe ist damit gemeint – körperliche oder seelische, altruistische oder egozentrische ...?

Insofern kann ich wiederum nicht nachvollziehen, wenn Wilfried Stroh die von Friedrich Maier konstatierten antagonistischen „zwei Gefühle“ („Liebe“ und „Hass“ bzw. „Zuneigung“ und „Abscheu“) als eigentlich „nur ein [...] Gefühl“ bezeichnet. Stehen sich hier nur Geist und Körper gegenüber, wie Stroh andeutet, d. h. körperliche Attraktion versus geistig-moralische Abscheu? Oder stehen sich doch zwei seelische Antriebe – Liebesehnsucht und Abscheu oder, psychologisch gesprochen, Libido und Moral, Über-Ich und Es – in innerseelischem Konflikt unvereinbar und unlösbar gegenüber? So dass hier ein extremes, unauflösbares Dilemma auf den Punkt, ja auf die Spitze getrieben ist?

Bei solchen Deutungsfragen geht es um eine wirkliche „Tiefe der Existenz“. Dies erschließt sich sofort, wenn man weiter nachfragt, warum Catull, wenn es ihn doch so quält, aus dieser Situation innerer Zerrissenheit nicht einfach ausbricht, indem er sich *für* oder *gegen* die

Beziehung entscheidet. Warum ist er unfähig, den inneren Konflikt zu lösen und leidet dann reflexiv noch zusätzlich daran, diese Unfähigkeit als eigene Schwäche zu erleben (c. 8: „*Miser Catulle, desinas ineptire ...*“)? Man kann das Dilemma in beide Richtungen hin deutlich machen: Wenn er auf die „Liebe“ (bzw. auf das damit verbundene Glück) verzichten würde: Welchen Sinn hätte dann noch sein Leben? „*Vivamus ... atque amemus*“ (c. 5), diese Doppelformel des Glücks, gilt für Catull schlechthin! Wenn er dagegen seinen „Hass“ oder seine „Abscheu“ aufgeben könnte und würde: Wie käme er dann mit seinen moralischen Prämissen und Einstellungen klar? Was müsste er dann von sich selber denken? Für wen müsste er sich selbst halten?

Man sieht: Dieses Angedeutete, aus dem solch intensive Dichtung lebt, kann und muss persönlich ausgedeutet werden, um es rational erfassen und verstehen zu können. Nichts anderes tut die schulische Interpretation, die sich von der wissenschaftlichen durch den Umfang der Kenntnisse und durch die Auslassung übergreifender Aspekte unterscheidet, nicht aber prinzipiell.

Wer als Schulautor Werke der Antike für jungen Menschen fruchtbar zu machen sucht, der muss beides können: er muss wissenschaftlich fundiert auf der Höhe der Zeit arbeiten, methodisch sauber, unter Einbeziehung all der Hilfswissenschaften und der philologischen Methodik, die wir heute zu beherrschen vermögen, aber er muss auch persönlich und kreativ anregen können. Er muss den Bedeutungsgehalt solcher Literatur noch stärker bedenken, ihre „Wirkung“, ihre aktuelle Funktion. Er muss also, mehr noch als der „reine“ Wissenschaftler, die literarischen Werke existenziell zum Sprechen bringen. Tut er es anders, so sagen sie uns nichts

– und sie sagen dann auch jungen Menschen nichts. Das Testfeld der Schule ist ein ungemein forderndes, das denjenigen, der es betritt, sehr schnell auf den Boden der Tatsachen zurückholt. Was keine Bedeutung hat für junge Menschen, wirkt nicht nur nicht auf diese, es stößt sie ab. Sie wollen es nicht wissen und auch nicht kennen lernen – und dies durchaus zu Recht.

Was Friedrich Maier ein Leben lang getan hat, mit ungeheurem Elan, mit großer Umsicht und Weitsicht, mit einem enormen Erfahrungshorizont, ist eben dies: Literatur für junge Menschen und dann auch für die eigene Fachwelt und die eigene Zeit zum Sprechen zu bringen. Dafür gebührt ihm Respekt und Dankbarkeit, wie jedem, der sich voll und ganz für die Alten Sprachen engagiert, der sie liebt und der sich darum bemüht, sie aus der „Mottenkiste“ der

Antike in die Gegenwart zu holen. „Antike und Gegenwart“ ist immer das Thema, das „Motiv“ und der Anspruch Friedrich Maiers gewesen.

Dass man dabei wissenschaftlich über Deutungen diskutiert, ist völlig normal und auch notwendig, um mit der Zeit zu einer haltbaren Deutung zu gelangen. Nur sollte dies auf offene und faire Weise geschehen, ohne persönlichen Misskredit; aus dem Bewusstsein heraus, dass niemand die alleinige Deutung für sich innehat, sondern dass diese erst aus dem Diskurs entsteht – auf evolutionäre Weise, nicht anders als die politische Wahrheit, die immer ein relatives Gemeinschaftsprodukt ist und bleibt. Niemand hat eine solche Wahrheit für sich gepachtet – weder Friedrich Maier noch Wilfried Stroh noch ich selbst.

RUDOLF HENNEBÖHL

Leserbrief zu Forum Classicum 2022,4, S. 303f.

Sehr geehrter Herr Dr. Schultheiß,

da meine Schule in Diepholz in diesem Jahr ihr hundertjähriges Jubiläum feiert, nahm ich mir noch einmal die Festschrift von 1973 vor, in der ich es übernommen hatte, „Zur gegenwärtigen Lage des Lateinunterrichts an der Graf-Friedrich-Schule“ unsere damaligen Sorgen und Ziele der Öffentlichkeit mitzuteilen (s. nächste Seite).

Nun lese ich in Ihrem Editorial und in weiteren Beiträgen, dass sich heute die Angriffe wiederholen und breiter geworden sind: Bleiben Sie guten Muts! Auch damals schien die Lage unserer Fächer oft hoffnungslos, als uns statt Übersetzung und Interpretation großer Werke Sachunterricht und Diskussion (z. B. über „Skla-

verei“) mit ganz bestimmten Zielen auferlegt wurden. Ideologien dieser Art aber vergehen meist so schnell, wie sie gekommen sind.

Das Hauptproblem für die alten Sprachen liegt heute m. E. darin, dass die Schüler immer weniger sich einprägen können und zudem die Stundenzahl immer mehr gekürzt wird. *Vivere est militare!*

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Klaus Müller

Corrigendum: In der drittletzten Zeile des auf der folgenden Seite abgebildeten Originaldrucks von 1973 muss es heißen: „nicht nur <nicht>, sondern“.

Die Schwierigkeiten, mit denen wir besonders in unserem Fache zu kämpfen haben, ergeben sich weniger aus hohen Klassenfrequenzen, unter denen auch die anderen Fächer zu leiden haben, als vielmehr aus einer von weiten Kreisen der Öffentlichkeit unterstützten Abneigung gegen intensives Arbeiten an unscheinbaren und zudem noch sehr alten Gegenständen. Ferner aus der Kampfansage einer politischen Richtung, die durch publizistische und administrative Mittel rücksichtslos ein egalitäres oder kollektivistisches Leben erzwingen möchte und die in der Antike, der „Sklavenhaltergesellschaft“, fast nur Böses verwirklicht glaubt. Jene sich fortschrittlich dünkenden Kreise haben den Lateinunterricht zum besonderen Sündenbock gemacht und werden nicht müde, plumpes Nützlichkeitsdenken und ihren Neid gegen das „Bildungsbürgertum“ als sogenanntes demokratisches Verhalten auszugeben.

In einer Zeit der „Politisierung“ des Unterrichts, in dem ein Unterrichtsgegenstand zunehmend nach modischen, parteipolitischen und ideologischen Erwägungen behandelt und beurteilt werden soll, scheint es uns, daß ein Schüler auch noch die Möglichkeit und das Recht haben sollte, die Schönheit eines Kunstwerkes erkennen und bewundern, die philosophische Frage nach dem höchsten Gut und dem rechten Handeln studieren und der allumfassenden Frage nach den Grenzen menschlichen Erkennens nachgehen zu dürfen. Die Lateinlehrer sind der Überzeugung, daß durch das Erlernen der lateinischen Sprache hierzu zumindest die Vorarbeit geleistet werden kann.

Wenn wir an dieser Aufgabe des Lateinunterrichtes festhalten, brauchen wir um seine Zukunft nicht zu bangen. Anders wäre es, wenn wir modischen Torheiten oder ideologischem Druck kampflos nachgäben. „Eine Idee kann nur dann zu neuem Leben erwachen, wenn sie in voller Reinheit erschaut und geliebt wird. Wenn man statt dessen glaubt, sie durch irgendwelche Zugeständnisse an den sogenannten Zeitgeist annehmbar machen zu müssen, rettet man sie nicht nur, sondern man kompromittiert sie.“ (E. R. Curtius)

„Hac casti maneant in religione nepotes!“ (Vergil)

Schülertag „Besondere Frauen der Antike“

am Institut für Klassische Philologie der Universität Würzburg

Zur Verstärkung der Zusammenarbeit zwischen Schule und Universität hat das Institut für Klassische Philologie der Julius-Maximilians-Universität Würzburg bereits vor mehr als zwei Jahren einen Schülertag der Alten Sprachen für interessierte Lateinschülerinnen und -schüler der Oberstufe angeboten. Nach der Unterbre-

chung durch die Corona-Pandemie konnte nun die Fortsetzung dieses Schülertages realisiert werden. Ein wesentlicher Unterschied zur ersten Durchführung war, dass der Schülertag auch für Lehrkräfte bayerischer Gymnasien als offizielle Lehrerinnen- und Lehrerfortbildung anerkannt wurde und daher über das Anmeldeportal FiBS

(Fortbildungen in Bayerischen Schulen) buchbar war, was zu großer Resonanz aus dem gesamten Freistaat geführt hat.

Der sehr großen Anmeldezahl von rund 200 Personen stand die Raumknappheit der Residenz Würzburg entgegen sowie die Tatsache, dass jeder Teilnehmerin und jedem Teilnehmer ein Besuch der Gemäldegalerie und der Vasensammlung des Martin-von-Wagner-Museums der Universität Würzburg ermöglicht werden sollte. Somit konnten leider nur 72 Personen die Veranstaltung besuchen, aufgrund der annähernd dreifachen Überbuchung plant das Institut für Klassische Philologie aber, diesen Schülertag im Frühjahr 2023 zu wiederholen.

Kernelement des Schülertages waren wieder die schülerinnen- und schülerorientierten Fachvorträge von universitärer Seite. Den ersten Impulsvortrag übernahm dabei der erst kürzlich nach Würzburg berufene Gräzist Jan Stenger, der in einem schlaglichtartigen Überblick verschiedene Frauengestalten in der griechischen Literatur beleuchtete und damit einen luziden und gelungenen Einstieg in den Schülertag gestaltete. Es folgte der Vortrag der Privatdozentin Katharina Wojciech, die eine ausgewiesene Kennerin von Genderfragen bezüglich der Antike ist und deren Expertise mit ihrem Vortrag über das kultische Leben der Frauen in der Antike ausgezeichnet in das Vortragsprogramm passte.

Im Anschluss fand die Workshopphase statt, die durch die freundliche Mithilfe von Lehrkräften der umliegenden Gymnasien, die neben den Mitarbeitern des Instituts in den Workshops unterrichteten, realisiert werden konnte. Frau

Annemarie Berkel nahm sich des Themas „*Faszination Lucretia – T. Livius und B. Britten*“ an, Herr Christian Ruft bot einen Workshop mit dem Titel „*Der Streit um die Lex Oppia (Liv. 34,1,1-8,3)*“ und Frau Dr. Caroline Dänzer bearbeitete das Thema „*Sexuelle Gewalt in den Metamorphosen am Beispiel von Apoll und Daphne*“.

Neben klassischen Workshops, die auf der Basis antiker Texte die Inhalte der Impulsvorträge vertieften, fanden zwei der Workshops in den Räumlichkeiten des Martin-von-Wagner-Museums statt. Dort wurde in zwei Gruppen sowohl die Vasensammlung (Marion Schneider) wie auch die Gemäldegalerie (Dr. Peter Günzel) besucht und an ausgesuchten Exponaten auf eine schülerinnen- und schülergerechte Art das neu gewonnene Vorwissen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer vertieft.

Den Abschlussvortrag des Schülertages hielt Thomas Baier, der Lehrstuhlinhaber der Latinistik und Initiator des Schülertages selbst. Er verglich in einem Pliniusbrief und einem Auszug aus dem Neuen Testament die dort skizzierten Frauendarstellungen. Es zeigte sich dabei zum Erstaunen der Schülerinnen und Schüler, dass das Neue Testament im Grunde das modernere Frauenbild vermittelt.

Die wiederholt große Zahl an Interessentinnen und Interessenten sowie die vielen positiven Rückmeldungen im Nachgang der Veranstaltung zeigen, dass es gelungen ist, den Schülertag zu institutionalisieren und als feste Größe für Oberstufenschülerinnen und -schüler der Fächer Latein und Griechisch zu etablieren.

PETER M. GÜNZEL

Andreas Fritschs Werke auf propylaeum.de

<https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/view/schriftenreihen/sr-77.html>

Ce n'est pas un livre – es hätte aber eines werden können: In einer noch gar nicht so weit zurückliegenden Zeit war es akademischer Brauch, die „Kleinen Schriften“ eines Forschers noch einmal zwischen Buchdeckel zusammenzufassen und auf diese Weise wieder verfügbar zu machen, oder auch nicht: Denn diese Sammlungen fanden nur selten eine Verbreitung über die Sammelband-Abteilungen der universitären Spezialbibliotheken hinaus, die einzelnen Beiträge waren für Externe dann doch nur auf dem bisweilen recht bürokratischen Fernleihweg erhältlich.

Die Digitalisierung auch der Geisteswissenschaften hat – ein wenig im Verborgenen – neue Möglichkeiten geschaffen. Besonders für die Altertumswissenschaften hervorzuheben ist das Propylaeum-Projekt (<https://www.propylaeum.de/>), das von der UB Heidelberg und der Bayerischen Staatsbibliothek München getragen wird, und zu dem neben Bibliothekskatalogen, Datenbanken sowie dem Netzwerk *recensio.antiquitatis* auch eine elektronische Publikationsplattform (<https://www.propylaeum.de/publizieren>) gehört, die Buchpublikationen genauso einen Ort gibt wie ganzen Schriftenreihen oder – in unserem Fall relevant – die Wiederveröffentlichung von Zeitschriftenaufsätzen ermöglicht, die anders als etwa bei *academia.edu* nicht kommerziellen Interessen folgt.

Dafür zunächst einige Beispiele:

- Bucherstpublikation: Marc Brüssel, *Alt-sprachliche Erwachsenendidaktik in Deutschland: Von den Anfängen bis zum Jahr 1945*, Heidelberg: Propylaeum, 2018. <https://doi.org/10.11588/propylaeum.369.522>
- Buchzweitpublikation: Stefan Kipf, *Alt-*

sprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland: Historische Entwicklung, didaktische Konzepte und methodische Grundfragen von der Nachkriegszeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, Heidelberg: Propylaeum, 2020. <https://doi.org/10.11588/propylaeum.618>

- Publikationsreihe: *Acta Didactica Classica*. Bielefelder Beiträge zur Didaktik der Alten Sprachen in Schule und Universität, <https://books.ub.uni-heidelberg.de/propylaeum/series/info/adclass>
- Zeitschriften: *Forum Classicum* – <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/fc/index> sowie die Vorgängerpublikation „Mitteilungen des Deutschen Altphilologenverbands“: <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/mdav%20>

Andreas Fritsch (geb. 1941) muss kaum vorgestellt werden. Als Berliner Lehrer, Professor an der Pädagogischen Hochschule und dann an der Freien Universität (eine Reihe von Jahren auch für die Humboldt-Universität zuständig) und nicht zuletzt seit 1991 als Redaktor der MDAV und des *Forum Classicum* hat er über viele Jahre oder besser: Jahrzehnte die altsprachliche fachdidaktische Diskussion mitgeprägt. In dieser Zeit sind zahlreiche Beiträge entstanden, die heute noch relevant, aber nicht leicht an ihren Originalpublikationsorten aufzufinden sind (vgl. <https://www.klassphil.hu-berlin.de/de/personen/fritsch>).

Nun lassen sich aber die Digitalisate von aktuell (Stand Mitte Januar 2023) von neunzehn dieser Publikationen bequem lesen (weitere Veröffentlichungen scheinen geplant). Die Reihe

beginnt mit einem langen Aufsatz, in dem sich Bildungsgeschichte und aktuelle didaktische Fragen verbinden, nämlich zu „Sprache und Inhalt lateinischer Lehrbuchtexte. Ein unterrichtsgeschichtlicher Rückblick“ Nr. 1, 1976), worin – das ist typisch für Fritsch – der Blick auf die Tradition seit der frühen Neuzeit (immer wieder erscheinen Comenius und Gedike) als Maßstab für die aktuelle Praxis dient. Auch wenn seither mehrere Lehrbuchgenerationen ihren Weg in die Schulen und auch wieder heraus gefunden haben, so sei dieser Text allen Verfasserinnen und Verfassern von Lateinbüchern ans Herz gelegt (und natürlich auch den Verlagsverantwortlichen). Mit der Geschichte des altsprachlichen Unterrichts befassen sich auch Nr. 10 (zu Wilamowitz), 28 (Zeittafel zum altsprachlichen Unterricht in Berlin von 1945 bis 1990), 29 (40 Jahre DAV Berlin), 48 (Comenius) sowie 49 und 52 (zu Gedike). Einer von Fritsch' Lieblingsautoren ist Phaedrus, dem er sich in Nr. 16, 25 und 30 in unterschiedlichen Facetten nähert. Dass Latein nicht nur geschrieben, sondern auch gesprochen gehört, hat Fritsch in zahlreichen *officinae*

Latinae auf den DAV-Kongressen und darüber hinaus immer wieder mit Nachdruck vertreten. Nachlesen kann man diese Position in Nr. 13, 33 und 44. Konkret der (zur Entstehungszeit) aktuellen fachdidaktischen Debatte wendet sich Fritsch in Nr. 34, 38 und 40 zu.

Schon zum gegenwärtigen Zeitpunkt lassen sich in der keineswegs beliebig bunten, aber abwechslungsreichen Reihe auf Schritt und Tritt lohnende Anregungen zum Nach- und Weiterdenken (wieder)entdecken. Wer beispielsweise den kleinen Aufsatz über die „Antike im Spiegel Berliner Straßennamen“ gelesen hat, wird künftig bewusster durch diese Stadt gehen.

Diese Sammlung der Schriften von Andreas Fritsch zeigt auch exemplarisch, wie die Digitalisierung dazu beitragen kann, dass einmal Geschriebenes aus dem kollektiven Gedächtnis nicht so leicht verschwindet. Denn die Beiträge sind (wie alle vergleichbaren Sammlungen bei Propylaeum) nicht nur über die Suchfunktion oder als Katalog auffindbar, sondern auch über die einschlägigen Suchmaschinen zu ermitteln: *Quod non est in Google, non est in mundo* – dem ist hiermit Rechnung getragen.

ULRICH SCHMITZER

Zeitschriftenschau

A. Fachwissenschaft

Die Beschäftigung mit (Privat-)briefen hat in den Altertumswissenschaften Hochkonjunktur; nicht zuletzt gilt dies für die Briefe des jüngeren Plinius, die in der römisch-lateinischen Literatur die ‚Gattung‘ des literarischen Privatbriefs eigentlich erst begründet haben und bis auf den heutigen Tag wirken – nicht zuletzt als Lektürestoff im Lateinunterricht.¹ Für das Verständnis der

antiken Wirkungsgeschichte der plinianischen Briefe ist aber – über das Offensichtliche hinaus – noch einiges zu tun. Mit der Einleitungsepistel der Briefsammlung eines der wichtigsten Plinius-Nachfolger, des gallorömischen Senators und späteren Bischofs von Clermont Sidonius Apollinaris (geb. 431/2, gest. in den 480er-Jahren), und ihrem Verhältnis zu den Plinius-Briefen beschäftigt sich jetzt J. van Waarden (Wa.):